

Reise



Da denkt alle Welt noch, richtiges Nachtleben leben könne man am allerbesten in Berlin. Total falsch. In Souler Clubs geht es richtig ab. Und das liegt nicht nur an der ungewöhnlichen Renaissance-meets-LED-Optik.

Foto: Mute

Auf den Stufen des „Berlin“ weint ein Mädchen. Sie ist vielleicht fünfundzwanzig, sie hockt auf Boden und schluchzt und weint. Daneben steht kerzengerade ein junger Kerl in schwarzer Lederjacke, er schaut betreten nach unten. „Vielleicht eine Trennung“, sagt mein Freund und schiebt sich einfach an beiden vorbei in die Bar hinein. Drinnen schimmert eingeleiteter Ginseng in den bunt beleuchteten Regalen, Gin-Tonics stehen vor den Gästen. Das „Berlin“ ist eine dieser Bars, die gerade einen großen Ruf haben in Koreas Hauptstadt Seoul. Zumindest für die kommenden Monate. Denn damit muss man hier aufpassen. Alles geht schnell. Wie im Leben überhaupt. „Balli, balli“, sagt der Koreaner gern, erklärt mir drinnen einer, der hier geboren worden ist und nun lange dünne Zigarillos raucht. Heißt etwa: Los, los! Weiter, weiter!

Also keine Zeit verlieren, Balli balli! Kurze Anleitung für Seoul, eine der zurzeit aufregendsten Städte der Welt. Erstens: Alles weg lassen, was die Touristenführer vorschlagen. Nicht zum Grab des Königs Seongjong, nicht zu dem von Zaha Hadid entworfenen blasenför-

Eine Stadt wie eine Droge

Schlafen können Sie zu Hause: Das südkoreanische Seoul ist zurzeit eine der aufregendsten Städte der Welt. Und die Menschen wissen hier auch, was richtig gutes Nachtleben ist. Von Thomas Lindemann

migen Designzentrum DDP, und auch nicht auf den Aussichtsturm auf dem Berg Namsan fahren, egal ob dessen Plattform fast 500 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Das hält alles nur auf. Es gilt einen der modernsten Orte der Welt zu erkunden. Zweitens: Nur koreanisches Essen, das vielleicht beste der Welt. Drittens: ab ins Nachtleben.

Diese Stadt wirkt jung und aufstrebend, die ganze Welt redet von Samsung und LG, vom Rapper Psy und seinem „Gangnam Style“, das neue „Call of Duty“ beginnt in Seoul. Lange stand die Stadt im

Schatten von Tokio oder Schanghai. Das ist vorbei.

Vor dem Spaß empfiehlt sich ein kleines Exerzium. Ein Ort wie Seoul ist eine Zumutung für den gemüthlichen Deutschen. Zu voll, zu laut, zu bunt, und dann auch noch gut organisiert. Niemand auf der Straße spricht Englisch. Vom Zentrum, etwa bei der City Hall, wandere ich an einem regnerischen Sonntagmorgen nach Nordwesten, weg von den Samsung-Werbungen und den Technikshops, durch graue, achtspurige Straßen. Irgendwann ist gar nichts mehr auf Englisch beschriftet. Eine Art Fußgän-

gerzone, ein Markt, Hunderte essen auf der Straße, es dampft und brutzelt, niemand versteht mich, ich weiß nicht, was da angeboten wird. Ich bin allein, habe kein Telefon und noch keine Unterkunft für die Nacht. Die Einsamkeit in der fremden Metropole macht verletzlich, aber auch offen – der wahre Tourist sollte das nutzen. Nach ein oder zwei Stunden ist man ein neuer Mensch, den nichts mehr schreckt. Dann kann es losgehen.

Die Stadt am Han scheint perfekt, um sich neu zu erfinden, um sich aus dem alten Leben zu werfen, ein anderer zu werden. Von ei-

ner Million Expats sprach die „Korea Times“ kürzlich (allerdings im ganzen Land). Vielleicht ist also schon jemand da, den man kennt. Wer nicht weiß, wohin, sollte vielleicht seine Kontaktliste noch mal genau ansehen. Und wenn der keine Zeit hat, spricht man irgendwen an.

Am frühen Abend sitze ich mit Carol aus Schanghai auf der Straße, in einer Art weit verzweigter Fußgängerzone nahe der Ewha-Frauenuniversität. In einem extra dafür hergerichteten Holzgestell treten immer neue Bands auf, spielen drei Songs, gehen dann wieder und machen der nächsten Platz. Manche blasen auf dem Kamm, und drei Blechbläser tröten dazu. Carol sagt: „Ich liebe große Städte. Tokio, London, Berlin.“ Ich schweige lieber dazu.

Schön, dass meine Heimat mitten unter den echten Metropolen der Welt wahrgenommen wird. Aber faktisch sind alle genannten Städte mindestens doppelt so groß. Seoul hat dreimal so viel Einwohner wie Berlin – aber auf zwei Dritteln der Fläche. Tagsüber sind sogar 22 Millionen in der Stadt. In Seoul gibt es Gegenden, in denen man nachts um vier Shoppen gehen kann. Feiern kann man sowie-

so immer. Manche behaupten, Gangnam und Hongdae seien die Ausgehviertel, andere reden von In-sadong oder Itaewon. Alle haben irgendwie recht.

Letztere aber besonders. Wenn der durchschnittliche Reiseführer oft immer noch behauptet, der Stadtteil Itaewon sei in dieser so überraschend sicheren Stadt der einzige etwas gefährliche, liegt er falsch. Die Gegend direkt nördlich des Flusses Han war einst vom US-Stützpunkt dominiert. Und auch heute noch rennt gegen Mitternacht ab und zu ein amerikanischer Soldat vorbei. Er hat seine Ausgehzeit überschritten und ist entdeckt worden. Aber rund um die Itaewon Road, zwischen den Stationen Itaewon und Noksapyeong, tobt am Wochenende ein Nachtleben, das diesen Namen verdient hat. Man nehme einen Brennpunkt des deutschen Partytrubels, das Schlesische Tor in Berlin, und multipliziere ihn mit zwanzig. Bloß ohne die Anwohner, die sich beschweren. In diesem Land lebt man mit dem Trubel.

Manchmal scheint auch alles nur so fröhlich, weil es vieles gibt, über das man nicht reden soll.

Fortsetzung auf Seite V2

PHÄNOMENOLOGIE



Der Gezi-Park

Traurig sieht er aus, der Gezi-Park in Istanbul, an diesem grauen Morgen. Die Wolken drücken auf die Schulter und lassen den Kopf nach unten hängen. Es nieselt. Traurig sein und voller Schwermut, dass kann die Schöne am Bosphorus gut.

Im Sommer 2013 wurde die Park-Anlage neben dem Taksim-Platz – einst unter Kemal Atatürk von dem französischen Architekten Henri Prost entworfen – zum Ausgangspunkt landesweiter Protestbewegungen. Es ging um Freiheit und Selbstbestimmung.

Heute ist es still. Eine junge Frau in hellgrauem Mantel und schwarzem Kopftuch sitzt auf einer der Holzbänke, die den Park säumen, und trinkt Tee aus einem Pappbecher. Sie hat ihn dem Alten mit der roten Daunenjacke abgekauft, der mit gekrümmtem Rücken und einem kleinen Teewagen seine Runden dreht. Niemand sonst, der stehen bleibt.

„Hayat çok güzel“ (Das Leben ist schön), sagen die Türken oft, wenn sie in der Abendsonne am Bosphorus sitzen, die in goldenes Licht getauchte Stadt im Rücken. Aber schön ist das Leben hier im Gezi-Park, dem einst liebsten Erholungspark der Istanbul, an diesem tristen Herbsttag nicht. Weil es nämlich gar kein Leben mehr gibt.

Als sei Gezi als Ort und Metapher für die junge, unruhige Republik in einen Dornröschenschlaf versetzt worden. Vergeblich sucht man nach Spuren, Zeichen oder Relikten, die an das, was hier vor einem Jahr passiert ist, und das niemand, der teilgenommen hat, vergessen kann, erinnern. Aber nichts ist geblieben, nur der Park selbst und die Wut im Bauch. Wer küsst die schlafende Prinzessin als Nächstes wach? Am Ausgang des Parks, auf dem Taksim-Platz, setzt sich plötzlich ein Taubenschwarm in Bewegung, fliegt über die große türkische Flagge, die da auf der Mitte des Platzes im Wind weht, und über das „Marmara Hotel“, diesen von allem unbeindruckten Hotelklotz, hinweg Richtung Bosphorus.

Vielleicht ist es nur der bitter-süße Honig, das schwarze Gefühl des *Hüzün* – das einen hier, an diesem Ort zwischen den Welten überkommt. *Hüzün*, Nostalgie, sagt der Istanbul, ist ein Geschenk, das nur die spüren, die lieben und leiden können.

CAROLIN WÜRFEL

WOHNST DU NOCH? Ikea macht jetzt auch Hotels, Seite V3

ODER REIST DU SCHON? Im Züricher Madagaskar-Gehege, Seite V4

REISETRÄUME SCHENKEN

Luxuskreuzfahrten ins Mittelmeer

CRYSTAL SERENITY | MAI-OKTOBER 2015



CRYSTAL CRUISES

Erkunden Sie die romantischen Küsten des Mittelmeeres an Bord eines der besten Luxusliner der Welt. Bei Crystal Cruises® ist bereits alles nur Erdenkliche im Reisepreis eingeschlossen: Deluxe-Außenkabine oder Balkonkabine, Gourmet-Vollpension, nahezu alle Getränke an Bord mit Champagner, feinen Weinen & Cocktails sowie Trinkgelder. Ein außergewöhnliches Preis-Leistungsverhältnis. Die Mittelmeersaison der Crystal Serenity reicht von Mai bis Oktober 2015. Alle Reisen finden Sie in unserem Reisekatalog.

REISEBEISPIEL: „ARS VIVENDI MEDITERRANEA“

Crystal Serenity | 28. JUNI 2015 | 7 NÄCHTE

Monte Carlo mit Übernachtung im Hafen, St. Tropez, Sanary-sur-Mer, Mallorca, Valencia, Barcelona mit Übernachtung im Hafen

AB € 2.808 P.P.

Weitere Reisebeispiele:
PASSION MONTE CARLO GRAND PRIX | Lissabon bis Rom 17. Mai 2015 | 14 Nächte
IBERISCHES IDYLL | Barcelona bis Lissabon 5. Juli 2015 | 7 Nächte
DOGEN, HELLENEN & BASARE | Venedig nach Istanbul | 6. Septembet 2015 | 7 Nächte

Weitere Informationen und Buchung bei VISTA TRAVEL

(040) 30 97 98 40

www.vistatravel.de/mittelmeer

GOURMET-CUISINE & CHAMPAGNER
INKLUSIVE



Wo Deutsche noch kritisch nicken, dreben Seouler Raver total durch.



„Koreaner zeigen gerne, was sie trinken“, heißt es.



Ist das jetzt Gangnam Style? Wie auch immer, es macht anscheinend Spaß.

Fotos Minkoo Kang

Fortsetzung Seite V1

In Seoul

Die Schönheitsoperationen. Die absurden Arbeitszeiten, die Selbstmordrate. Die Stundenhotels, die von Verheirateten frequentiert werden, weil sie sonst nirgends Ruhe finden. Die Taxifahrer, die nachts Ausländer betrügen wollen. Als ich eine geführte Tour buche, meldet sich im Bus ein Engländer neben mir und fragt die Reiseleiterin nach zwei seltsamen Straßen, von denen er gelesen habe, „Hooker Hill“ und „Homo Hill“. Die bündige Antwort der Leiterin: Prostitution gibt es in Korea nicht, Homosexualität auch nur ein bisschen. Kurz glaubt man, in Nordkorea zu sein. Dann lassen sie uns an der Gangnam Station raus, und sofort steht man in einem Meer von jungen Menschen mit perfekt ausgerichteten Bügelfalten und Haaren, überall Edelpunks, Trenchcoats, Schulmädchen-Uniformen. Vor jedem zweiten Geschäft dröhnt Ibiza-Techno und K-Pop aus Soundanlagen in den Straßenlärm hinein. K-Pop ist ja auch nur eine Vermählung von Ibiza-Techno mit amerikanischem College-Rock.

Überhaupt, die Vereinigten Staaten. Anscheinend erkennen nicht alle Koreaner die Strahlkraft, die ihre Kultur derzeit hat. Sie haben eine phantastische Küche, bieten aber überall in der Szene Burger und Pizza an. Bei Korean Air kann man unterwegs 38 Hollywood-Filme sehen, aber nur vier koreanische. Und dabei behauptete doch der Theaterkritiker Jan Küveler erst kürzlich, Korea sei „zurzeit das beste der Welt“.

Ein ganz praktischer Unterschied zum Westen: Ständig wird

man draußen angesprochen. Jeder gibt einem noch Nummern mit (und alle schauen ja immer und ständig aufs Handy): Du musst Darrel treffen, der hat eine Bar. Du musst zu Steven, der hat einen Club. Du musst in die Restaurants von Jang.

Am Ende dieser Kette stehe ich plötzlich mit Miki an der Theke. An einer aus grauem Marmor gefrästen Theke in seinem Club „Glam“. „Er ist berühmt“, flüstert mir ein anderer Europäer von der Seite zu. „Alle wollen ihn kennen.“ Quasi der Rolf Eden Koreas, nur viel jünger, und besser sieht er auch aus. Miki hat einen runden Kopf und ein breites, einnehmendes Lächeln. Anders als die meisten Koreaner spricht er sehr gut Englisch. Er trägt eine auffällige knallweiße Baseballjacke mit kleinen gleichmäßig verteilten Symbolen, wie eine Louis-Vuitton-Tasche auf LSD. Ansonsten trägt er nur Schwarz. Um ihn herum schwirren ein paar Angestellte. Drückt man nur eine einzige Zigarette in den Kristallaschenbecher, wechselt eine unsichtbare Hand diesen sofort gegen einen sauberen aus. Neben Miki steht der Designer Kim Chihoo, auch er bis zur letzten Haarsträhne perfekt. Er hat die Clubs eingerichtert, das „Mute“, das „Glam“, das „BeOne“. Die besten Läden der Stadt. „Anders als Berlin, was?“, sagt Miki. Sie lieben zwar alle Berlin. Alle kennen die Clubs „Berg-hain“ und „Watergate“. Und sie waren in dem Restaurant „Kimchi Princess“ in Kreuzberg, von dem ausgehend vor fünf Jahren eine junge und lebendige deutsch-koreanische Szene in der Hauptstadt entstand. Aber: „Ihr in Berlin braucht nur eine unverputzte Wand. Wir lieben hier die Show.“

Es gibt noch mehr Unterschiede. In der „Bar Da“, einem Szeneladen in Hongdae, verbeugen die Frauen hinter der Theke sich höflich zum Abschied. Genau der Typ

Barkeeperin, der einem in Berlin höchstens eine scheuern würde, weil man da war. Und vor der Tür schläft zu späterer Stunde ein Betrunkener neben einem Müllcontainer: Seine Anzugjacke hat er noch ausgezogen, fein gefaltet und als Kissen benutzt.

Miki erzählt, welche Designobjekte aus Paris kommen. Oft prallen Renaissance-Romantik und Technik aufeinander. Alles wirkt wie ein Dungeon mit LED. Der Barkeeper zündet Zimt an, bläst den Qualm in eine leere Glasflasche in Totenkopf-Form. In diesen

Qualm gibt er Gin und Beeren, schüttelt. Der Drink kommt auf viel Eis und heißt „Smoke Salon“.

In unserer Lounge leuchtet der gesamte Fußboden rot – von unten. Miki führt mich durch seine Clubs, teils sind sie durch wundersame, unterirdische Gänge verbunden. Eini-

ge der DJs sind Deutsche. Sie touren bisher auf der üblichen Asien-Route Tokio-Schanghai-Bangkok, vielleicht noch Jakarta. Seit kurzem gehört auch Seoul dazu.

Wunderkerzen brennen an der Flasche Champagner, die Miki hereinrollen lässt. „Koreaner zeigen gerne, was sie trinken.“ Grünes Laserlicht illuminiert einen Eiskübel mit Drinks. Alex, der DJ, ist da, ein leutseliger Düsseldorfer, der seit Jahren in Bangkok lebt. „Jetzt rocken wir Asien und zeigen denen, was geile Musik ist“, ruft er. Die attraktive Deutsche, die bei uns steht, fragt: „Ist das jetzt nicht ein bisschen imperialistisch?“ Alex lacht, sagt „vielleicht“ und reißt die Arme zu einer mächtigen Basslinie in die Höhe.

Wenn ein Break kommt, so ein Moment, in dem die Musik für eine Sekunde still ist und dann mit mächtigen Drums wieder einsetzt, dann schreit und jöhlt das Publikum vor Freude. „Hier kann man die Leute noch richtig begeistern“, sagt Alex. „Die Deutschen nicken eher so kritisch zur Musik und finden dies gut, das schlecht. Die Koreaner gehen voll mit, die geben sich in die Sache rein und feiern.“

Es flirrt vor meinen Augen. Später, auf dem Rückflug, wird die Stewardess kurz nach dem Start mit Taschentüchern auf mich zukommen: „Sie schwitzen ja, mein Herr.“ Es ist voll in Seoul, es ist laut, es gibt praktisch keine Parks, man steht permanent unter Strom. Die Ufer des Han sind nicht einmal ausgebaut oder auch nur bepflanzt. Hier will niemand flanieren. Ich dagegen sehne mich manchmal nach dem Rhythmus erholender Orte wie Manhattan.

Also gehe ich ins Kloster. Mitten in der Stadt stehen fünf prächtige buddhistische Klöster, direkt aus dem Hochhaus- und Verkehrs trubel tritt man dort in gelbe Chrysantemenröhren voll bizarrer Figuren, in ein Reich der Ruhe mitten im Sturm.

Die Meisterin bittet uns zu einem Meditationskurs. Jeder setzt sich auf ein Kissen, schließt die Augen, und dann sollen wir langsam zählen, pro Atemzug eine Zahl, bis zehn. Die Aufgabe: An nichts denken. Wer sich dabei ertappt, dass ihm irgendetwas durch den Kopf geht, muss wieder bei eins anfangen. Nach einer kleinen Ewigkeit beendet sie das Spiel und fragt: Wer hat es bis zehn geschafft? Etwa ein Dutzend Hände gehen nach oben, mehr als die Hälfte der Gruppe. Einige haben es mehrmals geschafft. Die Meisterin gratuliert ihnen. Eine junge Französin im Backpacker-Look fragt, ob es okay ist, wenn man daran dachte, ob man es wohl schafft, sonst aber an nichts. Das ist okay, wenn man den Gedanken ziehen lässt. Ich schweige betreten. Ich bin bis zwei gekommen.

Zuerst habe ich meine Familie vermisst. Dann habe ich mich gefragt, ob ich noch mehr von Itaewon sehen muss. Ob ich dieses versteckte Restaurant in Insadong noch finde, neben dem größten Musikinstrumente-Einkaufszentrum der Welt. Ich muss auch noch nach Gangnam, in die Schickeria Seouls, in den Club „Octagon“, einen Neontempel mit Pool neben der Tanzfläche. Ich sollte noch eine Nacht im „Sohsul“ alias „Snowhotel“ absteigen. Ob das Geld reichen wird. Ob ich den Rückflug noch ein oder zwei Tage nach hinten verlegen sollte. In meinem Kopf herrscht Hochbetrieb.

Als ich ein Einzelgespräch mit der Meisterin habe, frage ich: Soll ich Ablenkung vermeiden im Leben? Sie sagt: Es wird immer Ablenkung geben. Nehmen Sie sie an und lassen Sie sie ziehen.

Vor dem Tempel steht ein kunstvoll bemaltes Tor, wer hindurchgeht, so heißt es, lässt alle Wünsche und Begierden des Alltagslebens fallen und wird im Geist frei. Ich gehe sicherheitshalber zweimal durch, sonst lässt diese Stadt mich womöglich nie wieder los.



In Seoul ist es voll, laut und heiß. Trotzdem, oder deswegen, lässt die Stadt einen nicht mehr los.

Foto Lindemann

Der Weg nach Seoul

Anreise Asiana Airlines (eu.flyasia-na.com) und Korean Air (www.korean-air.com) fliegen für ca. 1000 Euro von Frankfurt nach Incheon. Mit dem Express Train (www.alex.or.kr) oder Flughafenbus (www.airport.kr/eng) nach Seoul fahren.

Unterkunft Wer die hypermoderne Seite der Stadt entdecken will, muss ins „Sohsul“ alias „Snowhotel“ (snowhotel.co.kr, DZ ab 140 Euro) in Seocho. Eine gute Alternative sind die traditionellen Pensionen, Hanoks (Suchwort: Hanok Stay Seoul).

Nachtleben Die schicksten Clubs mit internationalen DJs sind „Mute“ und

„B One“. House, Techno und gute Stimmung gibt es auch im „Mystik“ in Itaewon und im „Octagon“ in Gangnam.

Essen Die Kyun-Ri-Dan-Straße in Itaewon ist berühmt für ihre guten Restaurants. Besonders schön und etwas gehoben: Das „Gyeong Seong Steak“. Im „Setting the Table“ im Stadtteil Insadong wird ein hervorragendes Siebengänge-Menü mit koreanischer Fusionsküche für unter 30 Euro serviert.

Literatur Kang, Minkoo: „Wake up“, Korean Edition, Locksmith 2009, 120 Seiten, ca. 30 Euro.

Diese Reise wurde unterstützt von Korean Air.



Abhauen. Rutschen. Sausen.

Mit Eurowings startet Lufthansa ab 2015 einen Ableger für Billigflüge auf Langstrecken. Vorbild ist die Singapore Airlines-Tochter „Scoot“

Besonders einfallreich ist der Name Eurowings für den neuen Lufthansa-Billigflug-Ableger für Langstrecken nicht. Und das Farbleid aus ein paar Streifen in Brombeerrot, Hellblau und Grau ist auch nicht wirklich sexy. Das ist beim Vorbild für die neue Billigtochter anders: Das heißt Scoot und sitzt in Singapur. Den Firmennamen hat der Chef Campbell Wilson persönlich erfunden, im Urlaub. „Ohne ‚Airlines‘ oder ‚Airways‘ dahinter, und auch nicht mit dem Zusatz ‚Air‘“, lacht der 42-jährige Wilson im neonbeleuchteten Großraumbüro am Flughafen Singapur-Changi. Scoot sei leicht zu merken und werde umgangssprachlich mit Bewegung verbunden, erklärt er, übersetzt bedeutet es so viel wie abhauen, rutschen, sausen.

„Der Name ist unabhängig von geografischer Festlegung“, betont Campbell. Das kann mal wichtig werden, denn noch ist die Langstrecken-Billigtochter von Singapore Airlines auf ihren Heimatflughafen und Flugziele fokussiert, die in einem Radius von fünf bis neun Flugstunden darum herum liegen. „Aber das Potential ist da, mit unseren neuen Boeing 787 auch richtige Langstrecken zu fliegen, noch ist der Markt hier in der Region aufregender als nach Europa, aber wir sagen niemals nie“, erklärt Wilson Campbell. Bisher fliegt die 2012 gegründete Gesellschaft mit sechs von der Mutter übernomme-

nen, älteren Boeing-777-Großraumjets, bald schon soll die Flotte aus 20 neuen Boeing-787-Dreamlinern bestehen. Derzeit reisen zwei Millionen Passagiere im Jahr mit Scoot zu Zielen in Asien, darunter vier in China, sowie zu drei Flughäfen in Australien.

Und das zu sagenhaft günstigen Preisen: Der Acht-Stunden-Flug nach Sydney, der längste im Streckennetz, ist pro Weg schon ab umgerechnet 73 Euro buchbar, ohne aufzubehaltendes Gepäck und Essen an Bord. Der Tarif „Fly, Bag, Eat“, der das alles einschließt, ist ab 400 Euro für Hin- und Rückflug zu haben. Singapore Airlines nimmt für dieselbe Strecke über 900 Euro in der Economyclass. Durchschnittlich sind Scoot 40 Prozent billiger als die edlere Mutter. Genau da will die Lufthansa auch hin, mit Eurowings preissensible Kunden auf Langstrecken locken, die sie mit ihren höheren Preisen selbst nicht erreichen kann. Deshalb fliegen ab Oktober 2015 zunächst drei, später sieben Airbus A330-200-Langstreckenjets ab Köln/Bonn nach Florida, den Indischen Ozean und ins südliche Afrika. Und Scoot ist dabei so etwas wie ein Vorbild. „Das ist ein interessantes Konzept“, sagt Lufthansa-Vorstand Jens Bischof, „wir haben uns genau angesehen, was wir von Scoot lernen können.“ Die Lufthansa will mit ihrem Langstrecken-Billigableger „an Wachstumsmärkten teilnehmen, die wir sonst nicht abdecken können“, so Bischof.



Mit Scoot hat sich Singapore Airlines einen neuen Kundenkreis erschlossen.

Foto Spaeth

Die knallgelb bemalten Billigflug-Boeings machen vor, wie das gehen kann: Bevor Scoot die Strecke Singapur-Sydney aufnahm, herrschte Stagnation. Obwohl drei Airlines sieben Flüge täglich anboten, ging das Passagieraufkommen jedes Jahr zurück. „Schon im ersten halben Jahr gab es auf der Strecke einen Zuwachs von 30 Prozent!“, freut sich der Scoot-Chef. Das ist typisch für erfolgreiche Billigflieger, dass sie den Markt vergrößern. Aber wie fühlt sich ein Scoot-Flug an, was kann Eurowings in Singapur tatsächlich lernen? Das zeigt ein Testflug von dort nach Taipei. Die Viereinhalb-Stunden-Strecke ist bereits ab 224 Euro hin und zurück buchbar, ohne Verpflegung und Gepäck. Die luxuriöseste Variante heißt „ScootBiz“, doch Businessclass-Komfort sollte hier keiner erwarten, „das entspricht der Economy

Class von Liniengesellschaften“, sagt Wilson. Hin und zurück kostet das schon 535 Euro, und ist damit nicht so weit entfernt von Roundtrip der Economyclass mit der Mutter Singapore Airlines, den gibt es ab 656 Euro. Online-Check-in oder Check-in-Kioske gibt es bei Scoot nicht, alle müssen erst mal anstehen.

Gegen Zahlung von 24 Euro kann jeder Passagier die Nutzung einer Lounge buchen, wo es bequeme Sessel, ein Buffet und eine reiche (auch alkoholische) Getränkeauswahl gibt. Maximal vier Stunden pro Besuch darf man sich hier aufhalten – nützlich vor allem bei den Abflügen nach Sydney, die zur sehr unchristlichen Zeit von 2.45 Uhr nachts starten. Auch dies um ein weiteres Unterscheidungsmerkmal zur Muttergesellschaft zu schaffen und zu verhindern, dass deren Kunden abwandern. Im War-

terium am Gate, direkt vor dem Betreten des Flugzeugs, steht dann eine lange Menschengänge. Nicht am Einstieg, nicht an der Toilette, sondern vor einem Wägerspender! Dutzende Fluggäste füllen sich hier leere mitgebrachte Wasserflaschen für die Reise. Und kaum an Bord, weiß man auch, warum. In „ScootBiz“ erhält jeder Fluggast immerhin vor dem Start ein „Begrüßungsgetränk“ – ein Mini-Plastikdöschen Wasser. Wer mehr Durst hat, wird abgewiesen – „pro Person nur eine Dose“. Und muss auf mitgebrachtes Wasser zurückgreifen, oder nach dem Start ein Fläschchen Evian kaufen für umgerechnet 2,50 Euro.

Dafür ist der Sitzkomfort gut – bequeme schwarze Ledersitze in der vorderen Kabine mit 96,5 Zentimeter Abstand, was allgemein dem Standard von Premium Economy entspricht. In der hinteren Kabine

gibt es „Stretch“- und „Super“-Plätze mit mehr Abstand (bis zu 89 Zentimeter) und dann die „billigen Plätze“ in blauem Stoff (79 Zentimeter). Selbst die engsten Sitze bieten noch mehr Platz als mancher Billigflieger auf Europastrecken. Für 4,30 Euro können Kunden sich bei der Buchung einen blauen Platz reservieren, wer das nicht tut, erhält beim Check-in einen zugewiesenen. Die „Super“-Sitze kosten 11 bis 13 Euro Aufpreis, „Stretch“ gibt es für rund 20 Euro extra pro Strecke. Bleiben sie nach dem Start leer, achten die Flugbegleiter darauf, dass sich dort niemand hinsetzt, der nicht bezahlt hat.

Beim Buchen kann auch gleich das gewünschte Menü geordert werden. Als Standard stehen für je 7,50 Euro vier Gerichte zur Auswahl (Rind, zweimal Huhn oder vegetarisch), für 13,60 Euro gibt es auch noch die malaysische Spezialität Nasi Lemak, diese Premium-Option muss vorab gebucht werden. Anders als der skandinavische Langstrecken-Billigflieger Norwegian Air Shuttle serviert Scoot auch Menüs, wenn sie erst an Bord bestellt werden. Die Standard-Mahlzeiten allerdings entbehren jeglichen Charmes: Serviert in heißen Plastikschalen, überzogen von einer transparenten Folie, die mit den Fingern oder dem mitgelieferten Plastikbesteck nur schwer abzuziehen ist. Das ist weder ästhetisch noch praktisch. Das gestetete vegetarische rote Thai-Curry mit brau-

nem Reis reicht, um den Flug zu überstehen, ist aber kein Geschmackserlebnis. Dazu wird ein kleiner Toblerone-Riegel gereicht und eine Getränkedose. Das war's.

Die Bordunterhaltung (34 verschiedene Film- und Fernsehformate per Streaming) kann nur sehen, wer vorher eine entsprechende App auf seinem eigenen Tablet oder Laptop installiert. Das kostet außer in „ScootBiz“ fast zehn Euro extra. Trotzdem eine gute Investition, denn viel andere Ablenkung gibt es nicht, der Bordservice ist schnell vorbei. Die Flugbegleiter sind nach dem Abräumen nur noch selten in der Kabine zu sehen, bei asiatischen Gesellschaften ebenso ungewöhnlich wie die karge Kost. Das fanden am Anfang auch viele Passagiere bei Scoot: „Es gab hier bei den Kunden überhaupt keine Vorstellung, was sie von einem Billigflieger erwarten können, die dachten, es gäbe freie Mahlzeiten und Gratis-Getränke, mussten sich erst anpassen“, berichtet Campbell Wilson. Mal sehen, wie deutschen Kunden die neue Eurowings gefällt. Lufthansa-Vorstand Jens Bischof betont, es werde nicht nur einfach Scoot nachgeahmt in europäischem Kontext. An die deutschen Nachzügler auf Billigflug-Langstrecken hat Scoot-Chef Wilson nur zwei Ratschläge: „Geduld – und tiefe Taschen“. Denn Gewinn macht er (noch) nicht. ANDREAS SPAETH

Infos unter: www.flyscot.com